

1 Einleitung

Wenn in heutigen Studien (z. B. Juska-Bacher 2010, Avanzi 2016, Leemann et al. 2016, Britain et al. 2020, Leemann et al. 2025) die diatopischen Verhältnisse gewisser Variablen mit den historischen Dialektkarten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verglichen werden, können mit grosser Wahrscheinlichkeit Veränderungen in der Raumstruktur beobachtet werden. Häufig zeigt sich ein Übergang von klein- zu grossräumigen Strukturen, der durch Prozesse der Supralokalisierung und des Dialektausgleichs zustande kommt. Die Erklärung dafür ist im gesellschaftlichen Wandel zu suchen. Zentral ist dabei die Zunahme der Mobilität und damit einhergehender Dialektkontakt (Britain 2006, 2010).

Um diese gesellschaftlichen Sprachwandelphänomene zu verstehen und einzuordnen, ist es unter anderem nötig, den Fokus auf die Ebene der Einzelsprecher:innen zu legen. In verschiedenen Sichtweisen auf Sprachwandel wird die Ansicht vertreten, dass es eine relativ direkte Verbindung zwischen dem Sprachverhalten von Individuen und gesellschaftlichen Makroentwicklungen gibt. Beispiele dafür sind etwa die Sprachdynamiktheorie mit ihrem Synchronisierungskonzept (Schmidt und Herrgen 2011) oder auch das Sprachwandel-durch-Akkommodation-Modell (Trudgill 1986, Auer und Hinskens 2005). Der in Zusammenhang mit dem letztgenannten Modell stehende Bereich der Akkommodationsforschung (u. a. Giles 1973, Coupland 1984, Foreman 2003, Babel 2010) ist in besonderem Masse darauf ausgelegt, sich mit dialektkontaktinduzierten Wandelphänomenen auf Ebene der Individuen auseinanderzusetzen. Im Kern geht es darum, zu beschreiben, ob und wie sich Personen, die verschiedene Varietäten sprechen, einander anpassen und welche Faktoren diesen Prozess begünstigen. Dabei können kurzzeitige, vorübergehende Anpassungseffekte beleuchtet werden (z. B. Giles et al. 1991, Babel 2012, Ruch 2021) oder auch langfristige, die zu permanenten Veränderungen in den Idiolekten von Einzelsprecher:innen führen (z. B. Trudgill 1986, Barden und Großkopf 1998, Drummond 2010). Sofern die Umstände günstig sind und solche Veränderungen bei mehreren Sprecher:innen eintreten, kann Sprachwandel auf Ebene der Gesellschaft angestossen werden (Auer und Hinskens 2005).

Bei der Untersuchung von Akkommodation ist die Einbettung in die soziolinguistische Situation von zentraler Bedeutung. So gibt es Kontexte, die akkommodations-

begünstigend sind. Dies ist beispielsweise der Fall bei Kontakt zu prestigeträchtigen (Standard-)Varietäten oder wenn Varietäten stigmatisiert sind (z. B. Bortoni-Ricardo 1985, Barden und Großkopf 1998, Wilson 2018, Beaman 2020). Zu den Kontexten, die weniger akkommodationsbegünstigend sind, könnte die deutschsprachige Schweiz gehören. Als Grund dafür kann der Umstand angeführt werden, dass im Alltag von Deutschschweizer:innen verschiedene dialektale Varietäten omnipräsent sind. Polydialektale Kommunikation ist also die Regel und nicht die Ausnahme (Glaser 2014, Ruch 2021). Des Weiteren herrscht auch kein Akkommodationsdruck, da die Dialekte hohes Prestige haben (Ruch 2021). Die Forschung zu Akkommodation in der Deutschschweiz steckt noch in ihren Anfängen und bildet ein Desiderat (Christen und Schmidlin 2019). Sie hat aber das Potential, neue Erkenntnisse in die internationale Akkommodationsforschung einzubringen. Dies nicht nur wegen der Diglossie-, sondern auch wegen der Mehrsprachigkeitssituation, die es erlaubt, langfristige Akkommodation in einer Zweitsprache zu untersuchen, ein Bereich, dem bislang nur wenig Beachtung geschenkt wurde und der daher ein weiteres Desiderat darstellt.

Die vorliegende Studie setzt mit ihrem Fokus auf langfristige Akkommodation in der alemannischen Varietät von Rätoroman:innen, die von Graubünden nach Bern migriert sind, genau an dieser Stelle an. Für die Untersuchung wurde ein Querschnittskorpus mit spontanen gesprochensprachlichen Daten von vierzig in Bern lebenden Rätoroman:innen zusammengestellt. Diese sind in rätoromanisch geprägten Orten des Kantons Graubünden, im Osten der Schweiz aufgewachsen. In der Schule haben sie Standarddeutsch gelernt und zumeist in der frühen Kindheit eine regionale alemannische Varietät, die in Graubünden verbreitet ist. Ein kleinerer Teil hat Alemannisch neben Rätoromanisch bereits in der Familie gesprochen. Die meisten sind im Alter von etwa zwanzig Jahren nach Bern gezogen, um dort tertiäre Ausbildungsmöglichkeiten wahrzunehmen. In Bern sind sie vermehrt mit Sprecher:innen nicht-bündnerischer alemannischer Varietäten in Kontakt gekommen. Dies führt zur grundlegenden Frage dieser Arbeit, inwiefern dieser Dialektkontakt Veränderungen in ihren Idiolekten bewirkt hat. Mit Hilfe variationslinguistischer Methoden werden vier lautliche Variablen daraufhin untersucht, ob die Gewährspersonen Anzeichen für langfristige Akkommodation zeigen. Unterschiede im Akkommodationsverhalten zwischen den Sprecher:innen werden mit ausser- und innersprachlichen Faktoren erklärt. Dafür wird auf die in den soziolinguistischen Interviews gesammelten Daten zu den sozialen Netzwerken der Gewährspersonen sowie auf weitere makro-soziale, ethnographisch-informierte und attitudinal-ideologische Sozialdaten zurückgegriffen.

In dieser Arbeit werden drei Hauptziele verfolgt. Erstens soll eine möglichst umfassende soziologische Beschreibung der Binnenmigration sowie des gesellschaftlichen Kontexts vorgenommen werden, auf deren Grundlage die langfristigen Akkommodationseffekte erklärt werden können. Zweitens soll durch entsprechende statistische Verfahren datenbasiert ermittelt werden, welche ausser- und innersprachlichen Faktoren sich am besten für die Modellierung der langfristigen Akkommodationseffekte eig-

nen. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf Faktoren, die aus den sozialen Netzwerken der Gewährspersonen gewonnen werden können, sowie auf der Herausarbeitung von Charakteristika von langfristiger Akkommodation in einer Zweitsprache. Schliesslich sollen Schlussfolgerungen zur Ursächlichkeit von Akkommodation abgeleitet werden, was auch Implikationen für Sprachwandel im Allgemeinen hat.

Die Arbeit gliedert sich wie folgt: Zunächst werden in Kapitel 2 der soziolinguistische Kontext in Graubünden und jener in Bern mit besonderer Berücksichtigung der Lebenswelt der dort lebenden Rätroman:innen ausgebreitet. So wird unter anderem auch darauf eingegangen, inwiefern es sich bei der Community von Rätroman:innen in Bern um eine Diaspora handelt. Ebenfalls Erwähnung findet eine soziologische Charakterisierung der Binnenmigration. In Kapitel 3 folgt ein Forschungsüberblick, der Bezug nimmt zu den Grundlagen der Akkommodationsforschung und aufzeigt, welche ausser- und innersprachlichen Faktoren sich bisher als relevant erwiesen haben. Insbesondere langfristige Akkommodationsstudien werden beleuchtet, die sich mit der Rolle von sozialen Netzwerken und Salienz sowie mit L2-Sprecher:innen auseinandergesetzt haben. Nach einer kurzen Beschreibung der bisherigen Forschungsergebnisse von Akkommodation in der Deutschschweiz werden Forschungsfragen aus daraus hervorgehenden Desiderata abgeleitet. Das Kapitel 4 gibt Auskunft über die methodische Herangehensweise. Darin wird unter anderem gezeigt, wie die Gewährspersonen ausgewählt wurden, wie die Stichprobe aufgebaut ist, welche Überlegungen der Auswahl der linguistischen Variablen zugrundeliegen und wie die Daten kodiert und ausgewertet wurden. Bei den Kapiteln 5 bis 7 handelt es sich um Variablenkapitel. In Kapitel 5 werden die Variablen (x) und (k) behandelt, in Kapitel 6 die Variable (a) und in Kapitel 7 die Variable (a). Die Variablen werden jeweils beschrieben, es wird ein kurzer Überblick zum Forschungsstand gegeben und variablenspezifische Kodierschritte werden geklärt. Anschliessend werden die Ergebnisse präsentiert und diskutiert. Das Kapitel 8 umfasst eine Gesamtdiskussion, in der variablenübergreifende Ergebnisse vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen eingeordnet werden. Den Abschluss bildet mit Kapitel 9 ein Fazit, in dem die in Kapitel 4 aufgestellten Forschungsfragen beantwortet werden, auf methodische Neuerungen eingegangen und ein Ausblick gemacht wird.

2 Rätoroman:innen in der Stadt Bern

Ziel dieses Kapitels ist es, den sozialen Kontext zu schildern, der für das Verständnis des Forschungsgegenstandes zentral ist. Dafür wird aus einer etischen Perspektive auf Forschungsarbeiten und statistische Daten zurückgegriffen. Ergänzt werden diese Ausführungen durch die emische Sichtweise des Autors, der selbst Mitglied der untersuchten Sprachgemeinschaft ist. Die Struktur des Kapitels ist chronologisch ausgerichtet und orientiert sich daran, welche Lebenswelten für ein:e Sprecher:in des Rätoromanischen, der:die nach Bern gezogen ist, relevant sind, damit seine:ihre Sprachentwicklung nachvollzogen werden kann.

2.1 Die soziolinguistische Situation im Kanton Graubünden

Graubünden ist der einzige Kanton der Schweiz, in dem es drei Amtssprachen, namentlich das Deutsche, das Rätoromanische und das Italienische, gibt. Aus gesellschaftlicher Perspektive hat das Deutsche bzw. Alemannische den Status der Mehrheits- und Verkehrssprache inne. Das Rätoromanische und das Italienische sowie verschiedene andere von der Bevölkerung gesprochene Sprachen gelten innerhalb des Kantons als Minderheitensprachen. In der aktuellen Strukturhebung des Bundesamts für Statistik präsentieren sich die Zahlen zur Angabe der Hauptsprache(n) (Angabe von mehr als einer Sprache möglich) wie folgt: 74,7 % haben Deutsch/Alemannisch, 13,9 % Italienisch, 13,9 % Rätoromanisch, 1,3 % Französisch, 4,2 % Englisch und 12,7 % andere Sprachen mit einem grossen Anteil an Portugiesisch angegeben (Bundesamt für Statistik 2022c). In der nun folgenden Darlegung der soziolinguistischen Situation im Kanton Graubünden wird der Fokus auf das Alemannische und Rätoromanische gelegt.

2.1.1 Das Alemannische

Das Alemannische des Kantons Graubünden kann als zweigeteilt beschrieben werden. Gebietsweise werden das hochalemannische Churrheinentalische und die höchstalemannisch geprägten Walservarietäten gesprochen. Aus historischer Sicht hat sich diese Zweiteilung dadurch ergeben, dass die Alemann:innen, die ihre Sprache in das ehemals rätoromanische Graubünden gebracht haben, von verschiedenen Ursprungsregionen eingewandert sind. Zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert sind von Südwesten her, aus dem heutigen Gebiet des Oberwallis, in mehreren Zügen Walser:innen nach Graubünden gekommen und haben in zumeist unbewohnten Gebieten Höhen-siedlungen errichtet (Zinsli 2002: 42, Waibel 2013, vgl. Abb. 2.1).

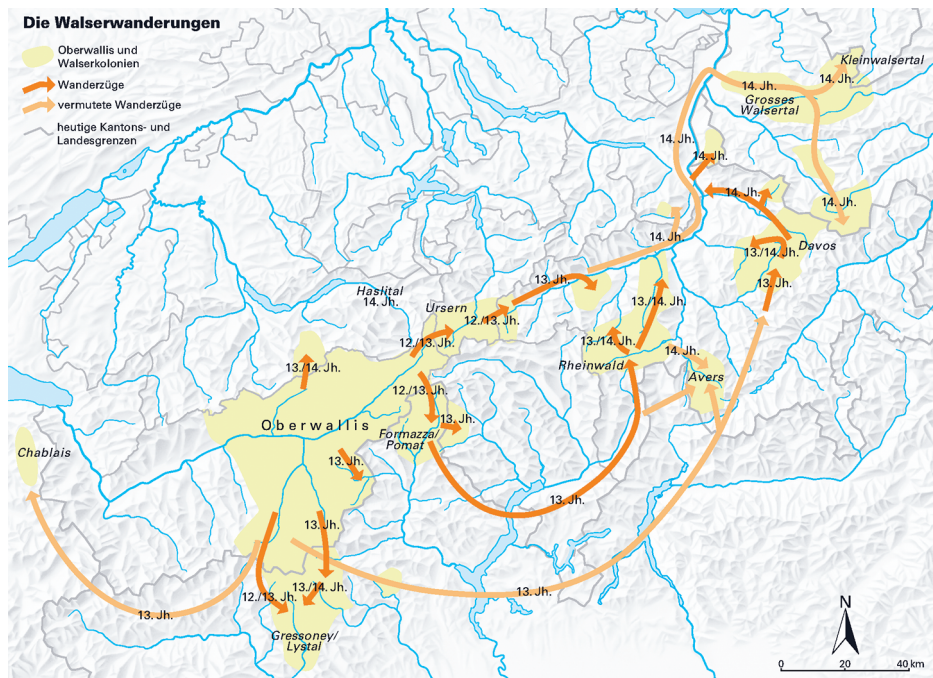


Abb. 2.1 Übersicht der Walservanderungen vom 12. bis 14. Jahrhundert (Waibel 2013),
© 2012 Historisches Lexikon der Schweiz und Kohli Kartografie, Bern

Bis auf einige Ausnahmen (vgl. hierzu Bundi 1982: 347) hat bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur relativ eingeschränkter Kontakt zur ansässigen rätoromanischsprachigen Bevölkerung stattgefunden (Elsasser-Rusterholz 1969: 66). Anders sieht es bei jenen Alemann:innen aus, die von Norden her nach Graubünden gekommen sind. Sie haben sich im Gegensatz zu den Walser:innen in Gebieten niedergelassen, in denen bereits Rätoroman:innen wohnten. Mit der Zeit stellte sich in diesen Gebieten ein Prozess

der Germanisierung ein, der aber nicht abrupt geschah. Vielmehr ist hier laut Hotzenköcherle (1984: 138–140) von einem Übergangsprozess, d. h. einer jahrhundertlang währenden gesellschaftlichen und zuweilen auch individuellen Zweisprachigkeit in Rätoromanisch und Deutsch auszugehen. Den Grund für den Germanisierungsprozess sieht er darin, dass das Churer Rheintal und das obere St. Galler Rheintal einschliesslich des Seeztal-Walensee-Gebiets bis zum 9. Jahrhundert relativ autonom waren, danach aber immer stärker in die Organisationsstrukturen des fränkischen Reichs eingegliedert wurden, sodass eine Orientierung nach Norden stattfand. Entscheidenden Anteil am Sprachwechsel hätte somit die politisch-administrative (v. a. lokale Adlige und Grafen) und die kirchliche Oberschicht (v. a. der Bischof von Chur) gehabt, die im heutigen Chur und Churer Rheintal an die Macht kamen. Das vorläufige Ende des Germanisierungsprozesses trat im 16. Jahrhundert ein, zu einem Zeitpunkt als Chur bereits mehrheitlich deutschsprachig war (Hotzenköcherle 1984: 138–140, Christen et al. 2015: 19, für einen Überblick des Germanisierungsprozesses vgl. Kraas 1995: 18).

Die Verbreitung des Churrheintalischen und der Walservarietäten lässt sich gut an den Karten des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS) ablesen. Dialektometrische Analysen auf Grundlage von 282 SDS-Karten und 68 Karten aus dem *Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz* (SADS) zeigen eine klare Zweiteilung des deutschsprachigen Gebiets in Graubünden (Scherrer 2019). In Abbildung 2.2 wurde diese Zweiteilung auf der Grundkarte des SDS reproduziert. Sie gibt somit eine grobe Auskunft über die Verbreitung des Churrheintalischen und der Walservarietäten in Graubünden Mitte des 20. Jahrhunderts.

Während das Churrheintalische oftmals als Extremfall einer nördlichen schweizerisch-alemannischen Varietät angesehen wird, gilt genau das umgekehrte für die Walservarietäten: sie weisen viele typisch südliche, in den meisten Fällen mit dem Ursprungsgebiet, dem Wallis, gemeinsamen Merkmale auf (Hotzenköcherle 1986: 157). So sind beispielsweise die Verdampfung von mhd. lang *a* (SDS I, 61; am Beispiel *Abend*) oder die Hiatusdiphthongierung von mhd. *i* im Silbenauslaut vor Vokal (SDS I, 148; am Beispiel *schneien*) im Churrheintalischen durchgeführt worden, bei den Walservarietäten aber ausgeblieben (Hotzenköcherle 1984: 126). Ähnliches ist für einige West-Ost-Gegensätze der schweizerisch-alemannischen Dialektlandschaft festzustellen: Im Vergleich zum Churrheintalischen wurde beispielsweise mhd. *s* in den Walservarietäten palatalisiert (SDS II, 144), die Rundung von mhd. *e* blieb jedoch aus (SDS I, 161) (Hotzenköcherle 1984: 126).

Aus soziolinguistischer Perspektive kann gesagt werden, dass das Churrheintalische und die Walservarietäten in einem asymmetrischen Verhältnis stehen. Dies liegt hauptsächlich an der sich vor allem ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinsichtlich der Mobilität und der Erwerbsstruktur verändernden Gesellschaft: Am Beispiel Obersaxens, einer Walser-Gemeinde in der Surselva, hat Büchler (2019) exemplarisch gezeigt, wie eine Sprachgemeinschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgrund von vermehrtem Kontakt mit der umgebenden rätoromanischsprachigen

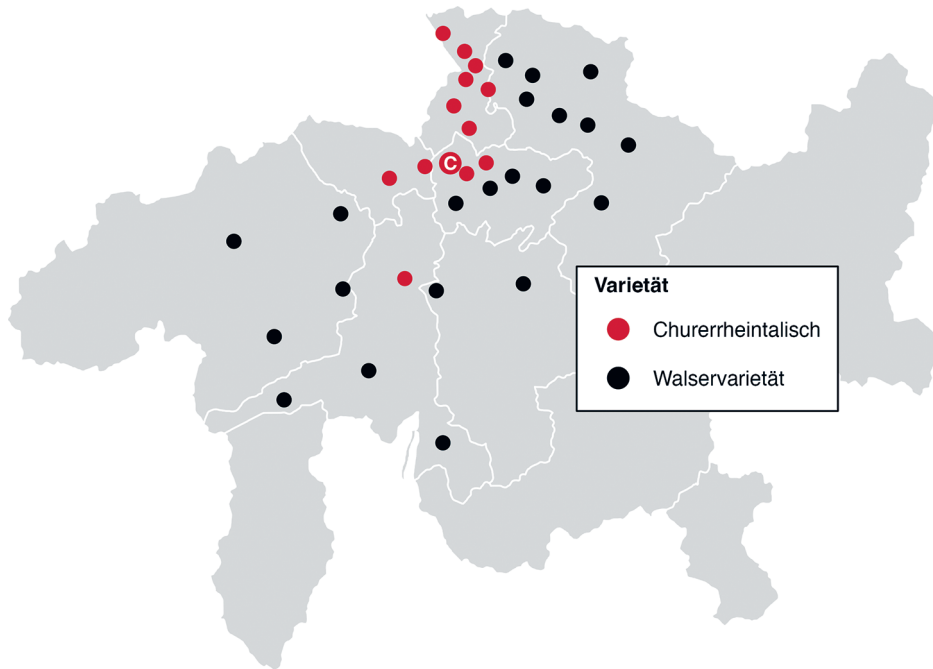


Abb. 2.2 Churerrheintalisch und Walservarietäten in Graubünden, basierend auf dialektometrischen Analysen des SDS und SADS (C = Chur)

Bevölkerung unter Assimilationsdruck kam, dann aber Mitte des 20. Jahrhunderts langsam zu einer Dialektinsel avancierte, zumal die Rätoroman:innen ihrerseits zweisprachig wurden. Heute komme der Assimilationsdruck nicht mehr vom Rätoromanischen, sondern vom Churerrheintalischen, das in der Region an Einfluss gewonnen habe. In einer ähnlichen Situation dürften andere relativ isolierte Walsergemeinden wie Vals oder Mutten sein, aber auch bei den grösser zusammenhängenden Walsergebieten wie dem Prättigau ist eine zunehmende gesellschaftliche Orientierung in Richtung des Kantonshauptorts Chur und dem Churer Rheintal wahrscheinlich. Dies macht sich in den Walservarietäten dahingehend bemerkbar, dass verschiedentlich Konvergenzphänomene hin zum Churerrheintalischen beobachtet werden konnten (Willi und Solèr 1990: 455, Bucheli Berger 2005, Büchler 2019, Büchler und Leemann 2022). Des Weiteren gibt es Hinweise darauf, dass Sprecher:innen in der Lage sind, zwischen ihrer walsersischen Ortsvarietät und dem Churerrheintalischen hin und her zu wechseln (Büchler 2019: 48).

Das Churerrheintalische ist heute jene Varietät, die in den Gebieten gesprochen wird, wo die Bevölkerungsdichte innerhalb des Kantons Graubünden am höchsten ist und wo ebenfalls das wirtschaftliche Zentrum zu situieren ist (Statatlas 2022a, 2022b). Die Varietät ist in den vergangenen Jahrzehnten nicht zuletzt wegen der sozio-öko-

nomischen und kulturellen Strahlkraft Churs, der Kantonshauptstadt, zu einem Kantonsdialekt und somit zu einer Art *lingua franca* oder auch Verkehrsdialekt innerhalb des Kantons Graubünden geworden. Eckhardt (2016) vergleicht in seiner Studie neu erhobene Daten mit jenen des SDS und kann dadurch aufzeigen, dass in den Ortsdialekten rund um die Stadt Chur Dialektausgleich eingetreten ist. Anders als anfänglich angenommen, sei jedoch keine einseitige Advergenz hin zum Dialekt der Stadt Chur zu beobachten, vielmehr würde sich durch konvergente Entwicklungen der Dialekte des Churer Rheintals eine Koiné herausbilden, in der sich gewisse regionaltypische Merkmale als regionale Norm etablieren (vgl. hierzu auch Willi und Solèr 1990: 454). Das Churrheintalische ist also eine Kontaktvarietät. Dies aber nicht nur aus der eben skizzierten Perspektive des Dialektkontakts, sondern auch aus jener des Sprachkontakts. Wie oben beschrieben dauerte der Sprachwechsel vom Rätoromanischen zum Deutschen mehrere Jahrhunderte lang, was bedeutet, dass durch das Substrat beeinflusste Charakteristika genug Zeit hatten, sich in der Varietät zu stabilisieren. Weinreich (2011 [1951]: 214) stellt in diesem Zusammenhang Folgendes fest:

The influence of Romansh on German is not evident in the *Walser* variety of Schwyzertütsch, but is very great in the other type of Grison German, which may be conveniently understood as a variety of German that has passed through the filter of Romansh phonemics. This diachronic problem has not yet been studied in sufficient detail. The fact that many un-Romansh features have been eliminated from Grison Schwyzertütsch in previous centuries of language shift reduces the potentiality of phonetic interference of Romansh in Schwyzertütsch by those speakers who are undergoing language shift at present.

Das Superstrat bildete zu Beginn der Phase des Sprachwechsels die deutsche Varietät, die von den oberen Gesellschaftsschichten (d. h. Geistliche, Beamte und Aristokraten) gesprochen wurde, danach mit Blick auf Chur auch mehr und mehr von einer städtischen Mittelschicht von Handwerkern (Hotzenköcherle 1984: 140, Weinreich 2011 [1951]: 211). An dieser Stelle wird nun wiederum die Eingliederung des St. Galler und Churer Rheintals in das fränkische Reich wichtig. Die damit einhergehende Orientierung nach Norden erklärt, wieso die meisten Personen der Oberschicht aus dem süddeutschen Raum kamen (Hotzenköcherle 1984: 140). Aus dialektologischer Perspektive handelt es sich dabei um niederalemannisch-schwäbische und ebenfalls, wenn auch in geringerem Masse, baririsch-österreichische Gebiete. Das Fehlen gewisser Merkmale, die in anderen alemannischen Dialekten der Schweiz (d. h. hoch- und höchstalemannischen Dialekten) üblich sind, wie zum Beispiel [x] für anlautendes germanisches *k*, die Affrikate [kx] oder das überoffene [æ], erklärt Weinreich (2011 [1951]: 210–211) mit dem Fehlen dieser Merkmale in den damaligen Superstrat-Varietäten. Meinherz (1920) und Cavigelli (1969) favorisieren hingegen eine Erklärung auf Basis von Substratkontakt, denn viele dieser Merkmale fehlen auch im Rätoromanischen. Im Erwerbsprozess könnten diese systemfremden Laute von den Rätoroman:innen daher durch ähnlich klingende rätoromani-

sche Laute (z. B. [k] für [kx] oder [ɛ] für [æ]) ersetzt worden sein. Insofern lassen viele Merkmale beide Erklärungsansätze zu (vgl. hierzu Hotzenköcherle 1984: 141), andere wie beispielsweise die Ersetzung von intervokalischem [x] mit [h] (vgl. Hotzenköcherle 1984: 141, Eckhardt 2016: 133–134) deuten dahingegen eher auf Substratkontakt hin.

Der Status des Churrheinthalischen lässt sich nicht zuletzt auch an metakommunikativen Äusserungen und Spracheinstellungen von Personen aus Graubünden, aber auch aus der übrigen Deutschschweiz festmachen. Eckhardts (2016: 396) Befunde weisen darauf hin, dass Personen aus dem Churer Rheintal die Identifikation mit dem eigenen Ortsdialekt zugunsten einer bündnerischen Identität aufgegeben haben, was er daran festmacht, dass eben jene Personen sagen, sie sprächen Bündnerdeutsch. Den Begriff des Bündnerdeutschen hat auch Adam (2022: 547–548, 594) oft in ihren Daten gefunden und vermutet auf dieser Grundlage, dass ihre Proband:innen sich mit dem Kanton Graubünden identifizieren, allerdings zeigt sich, dass viele Sprecher:innen sich durchaus der Variation innerhalb des Bündnerdeutschen bewusst sind. Von aussen wird die Varietät des Raums Chur mit dem „Bündnerdeutschen“ assoziiert (Adam 2022: 614). Dabei zeigt sich, dass diese Varietät sich in der Deutschschweiz grosser Beliebtheit erfreut. In Henggartners (1995: 131) Studie haben Proband:innen aus Bern, Basel und Zürich den Dialekt Graubündens als jenen eingestuft, der ihnen nach dem Berner Dialekt am besten gefällt. Mit Hilfe einer Draw-a-Map-Aufgabe wurde Graubünden in Stoeckle und Schwarz (2019: 395, 399) als eines der Hauptdialektgebiete identifiziert und anschliessend als sympathischster Dialekt ausgewählt. In der übrigen Deutschschweiz gilt also das Churrheinthalische als Bündnerdeutsch, in Graubünden selbst ist man sich dessen bewusst, weiss jedoch auch darüber Bescheid, dass die kantonale Dialektlandschaft vielfältiger ist.

Churrheinthalisch wird genauso wie die Walservarietäten als Alltagssprache verwendet und fügt sich somit in die Deutschschweizer Diglossie ein, die im Folgenden kurz erklärt wird, um aufzuzeigen, dass das Standarddeutsche für die vorliegende Untersuchung nur eine untergeordnete Rolle spielt. In der Forschung ist man sich einig, dass die Sprachsituation der Deutschschweiz am besten als Nebeneinander von Dialekt und Standardsprache beschrieben werden kann. Der Dialekt wird in erster Linie gesprochen und die Standardsprache geschrieben, wobei selbstverständlich auch Ausnahmen von dieser Regel vorkommen (Christen und Schmidlin 2019: 208). Auf dieser Grundlage sprechen Kolde (1981) und Auer (2005, 2011) von einer medialen Diglossie. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Wichtigkeit elektronischer Medien wie beispielsweise WhatsApp-Nachrichten, die vorzugsweise im Dialekt verfasst werden (vgl. hierzu z. B. Felder 2020), halten Ender und Kaiser (2009) aber fest, dass eine reine Differenzierung nach Medium nicht mehr haltbar sei. Christen und Schmidlin (2019: 212) sprechen daher von einer multifaktoriell geprägten Diglossie. Mit Blick auf die Mündlichkeit ist grundsätzlich der Dialekt die unmarkierte Varietät, die Standardsprache kann aber adressateninduziert (d. h. wenn der:die Adressat:in kein:e Dialektsprecher:in ist), situationsinduziert (d. h. in institutionalisierten Formen der Kommunikation wie der Schule) oder auch diskursinduziert (d. h. Verwendung von

standardsprachlichen Einschüben als stilistisches Mittel) sein (vgl. hierzu Ender und Kaiser 2009: 274, Christen et al. 2010, Christen und Schmidlin 2019: 212).

Eine Situation der Diglossie impliziert, dass die zwei nebeneinander existierenden Varietäten klar voneinander abgegrenzt werden können. Hove (2008: 63, vgl. auch Studler 2019) betont, dass es sich bei den alemannischen Dialekten und der schweizerischen Standardsprache um sozialpsychologische Einheiten handle, die von ihren Sprecher:innen auch formal auseinandergehalten werden könnten. Diese Einschätzung wird durch die Befunde von Hove (2002) und Christen et al. (2010) gestützt. Es kann also festgehalten werden, dass eine alltägliche Konversation zwischen Personen, die Dialektsprecher:innen sind, grundsätzlich im Dialekt stattfinden wird und dass die verwendete dialektale Varietät dabei sowohl aus Sicht der Sprecher:innen als auch aus struktureller Perspektive klar von der Standardsprache getrennt ist.

2.1.2 Das Rätoromanische

„Rätoromanisch“ wird in dieser Arbeit als Oberbegriff für die rätoromanischen Varietäten Graubündens gebraucht.¹ Es handelt sich dabei um eine Minderheitensprache, die seit 1938 Nationalsprache und seit 1996 auch Teilamtssprache der Schweiz ist. Im Kanton Graubünden ist sie eine vollwertige Amtssprache. Die Sprache wird von etwa 35.000 Personen in der Schweiz (davon knapp 24.000 im Kanton Graubünden) als Hauptsprache (Bundesamt für Statistik 2022c) gesprochen. Zusätzlich sprechen etwa 25.000 Personen Rätoromanisch als Umgangssprache, d. h. nicht als Hauptsprache bzw. bestbeherrschte Sprache (Furer 2005: 30), wobei aber zu betonen ist, dass diese Zahl aufgrund der Erhebung vor mehr als zwanzig Jahren mit Vorsicht interpretiert werden muss.² Das Rätoromanische setzt sich grundsätzlich aus fünf regionalen Standardvarietäten, sogenannten Idiomen, und einer einheitlichen Standardvarietät, dem Rumantsch Grischun, das aber erst in den 1980er Jahren im Rahmen eines Sprachplanungs- und Sprachförderungsprojekts durch die Sprachwissenschaft ins Leben gerufen wurde (vgl. hierzu z. B. Schmid 1989, Cathomas 2012), zusammen. Die heutige Situation mit fünf verschiedenen Idiomen ist historisch gewachsen und hat ihre Ursprünge

¹ Vor dem Hintergrund der „questione ladina“ und der vorgeschlagenen „unità ladina“ (= linguistisch begründbare Einheit vom Rätoromanischen Graubündens, Dolomitenladinisch und Friaulisch) wird teilweise auch stärker spezifizierend von „Bündnerromanisch“ gesprochen, sodass der Begriff „Rätoromanisch“ für die Sprachgruppe reserviert bleibt (Schmid 1976, Liver 2010: 15–28). Ohne auf die Diskussion um die Berechtigung der proponierten Einheit eingehen zu wollen, wird „Rätoromanisch“ verwendet, weil die untersuchte Sprachgruppe diese Bezeichnung als Autoglossonym verwendet und weil das Dolomitenladinische und Friaulische keine Rolle in den Ausführungen spielen werden.

² Die seither publizierten Zahlen der Strukturhebungen lassen keine Schlussfolgerungen über die Zahl der Personen zu, die Rätoromanisch nicht als Hauptsprache sprechen. Für eine Problematisierung der Zahlen der Strukturhebungen vgl. Kapitel 4.2.1.

in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Gründe für deren Herausbildung sind vielfältig und umfassen auf der einen Seite geographische Begebenheiten und das Fehlen eines sprachlichen Zentrums, was den Kontakt zwischen den Talschaften erschwert hat (Solèr 1997: 1879, 2008: 130–131, Liver 2010: 43). Auf der anderen Seite steht die seit jeher starke Verbindung der Schreibtraditionen mit dem Klerus, die konfessionelle Gräben entstehen liess, sowie starke lokale Identitäten, die im 19. und 20. Jahrhundert durch (föderal organisierte) Sprachvereine konsolidiert und ausgebaut wurden (Diekmann 1991: 70, 75, Caviezel 1993: 7, 11, s. auch Decurtins 1985: 367). Aus der Perspektive der Sprecher:innen waren die regionalen Idiome bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund der mehrheitlich lokal oder regional zentrierten landwirtschaftlichen Lebensweise vollständig ausreichend (Arquint 1982: 299). Zur Zeit als diese Varietäten für die kommunikativen Bedürfnisse der Sprecher:innen aber nicht mehr genügten, nahm die Bedeutung des Deutschen zu und wurde zu einer wichtigen Schreibsprache (und danach auch gesprochenen Sprache) für die Rätoroman:innen, die überregionale Kommunikation möglich machte (Darms 1994: 7–8). Mit der Einheitssprache Rumantsch Grischun sollte eine überdachende Standardvarietät geschaffen werden, mit der die Sprecher:innen in Zukunft in der Lage sein würden, auch jene kommunikativen Bedürfnisse, die die Idiome nicht leisten können, in ihrer eigenen Sprache wahrzunehmen (vgl. hierzu Darms 1994: 16).

Traditionelle Gebiete der romanischen Idiome

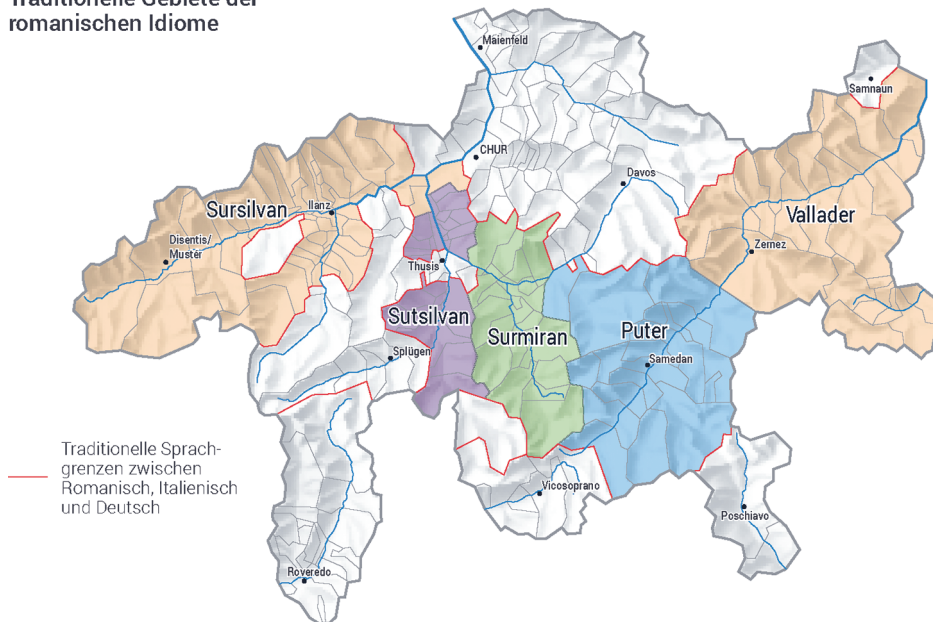


Abb. 2.3 Traditionelle Verbreitung der Idiome (Furer 2005: 22),
© BFS, ThemaKart, Neuchâtel 2005

Alle Idiome existieren auch heute noch, allerdings sind sie hinsichtlich ihrer Vitalität unterschiedlich zu bewerten. Sursilvan ist im Bündner Oberland, im westlichen Teil des Kantons verbreitet. Im Osten, im Engadin, werden Vallader und Puter gesprochen und in Zentralbünden Sutsilvan und Surmiran (vgl. Abb. 2.3).

Wie Kraas (1995: 19) zeigt, hat sich in den verschiedenen Regionen der Anteil der Rätoroman:innen an der Gesamtbevölkerung seit 1888 bis 1990 überall verkleinert, wobei beim Sutsilvan und Puter der Rückgang so stark ist, dass man von Sprachwechselprozessen sprechen kann. Das erstgenannte Gebiet war dann auch Gegenstand Weinreichs (2011 [1951]) Untersuchungen zu Sprachkontakt, insofern ist der Sprachwechsel gut dokumentiert. Im Rahmen der letzten grossen Volkszählung im Jahr 2000 konnte festgestellt werden, dass im Gebiet des Sursilvan (mit Ausnahme der Gemeinden, die nicht in der Surselva liegen) etwa 65 % angegeben haben, dass Rätoromanisch ihre bestbeherrschte Sprache ist, im Gebiet des Sutsilvan waren es etwa 8 %, im Gebiet des Surmiran etwa 30 %, im Gebiet des Puter etwa 12 % und im Gebiet des Vallader etwa 63 % (Furer 2005: 38). Ein Blick in aktuellere statistische Daten, die aufgrund der veränderten Erhebungsart keine genauen Schlüsse auf die Sprecherzahlen nach Idiom zulassen, zeigt, dass sich der grundsätzliche Trend nicht verändert hat. In der Karte zu den Sprachgebieten der Schweiz werden mit Stand 2020 nur noch Gebiete des Sursilvan und des Vallader als rätoromanisch ausgewiesen (d.h. gemessen an der relativen Mehrheit auf Ebene der Gemeinden) (Statatlas 2023).

Sprecher:innen der verschiedenen Idiome sind grundsätzlich in der Lage, einander zu verstehen, es sind aber Unterschiede auf allen Systemebenen auszumachen. Basierend auf Livers (2010: 47–69) Beschreibung werden im Folgenden einige dieser Unterschiede exemplarisch gezeigt:

- **Phonetik/Phonologie:** Die Phoneminventare aller Idiome decken sich mit ganz wenigen Ausnahmen wie zum Beispiel der vorderen gerundeten Vokale [y] und [ø], die nur im Vallader und Puter existieren. Es gibt aber durchaus phonetisch-phonologische Variation, die regional strukturiert ist und insbesondere Vokale und Diphthonge betrifft, jedoch teilweise auch im konsonantischen Bereich vorhanden ist. So ist die Palatalisierung von [k] zu [c] vor [a] im Vallader (siehe ['caʒɐ] 'Haus') und Puter (siehe ['cɛʒɐ] 'Haus') sowohl in der betonten als auch unbetonten Silbe eingetreten, im Surmiran (siehe ['cɛʒɐ] 'Haus' vs. [kɛ'ʒiə] 'Käse') und Sutsilvan teilweise aber nur in der betonten Silbe und im Sursilvan (siehe ['kazɐ] 'Haus') weitgehend ausgeblieben.
- **Morphosyntax:** Als Besonderheit des Sursilvan gilt, dass das maskuline Adjektiv durch ein -s-Suffix markiert wird, wenn es prädikativ verwendet wird (z. B. *il pumer ei verts* vs. *il pumer vert* 'der Baum ist grün' vs. 'der grüne Baum'). In den engadinischen Varietäten und im Sumiran werden die Futurformen synthetisch gebildet (z. B. Surmiran *Quegl na saro betg pi gliunsch tgi da Lantsch anfign Brinzouls!* 'Das wird nicht weiter sein als von Lenz nach Brienz')

- aus Livers 2010: 58), im Sursilvan und Sutsilvan periphrastisch mit einer *komen*-Fügung (z. B. Sursilvan *Quei vegn buca ad esser pli lunsch che da Lantsch tochen Brinzauls* wörtl. ‘Das kommen nicht zu sein weiter als von Lantsch nach Brienz’), um ein weiteres Beispiel zu nennen.
- **Syntax:** Ausser im Surmiran kennen alle Varietäten die Inversion, bei der die Subjekt-Verb-Abfolge nach Adverb, adverbialer Bestimmung oder Nebensatz umgedreht wird. (z. B. Sursilvan *ier ha ella scret il davos capetel da sia lavur* wörtl. ‘gestern hat sie geschrieben das letzte Kapitel von ihrer Arbeit’).
 - **Lexik:** Variation in der Lexik ist im *Dicziunari Rumantsch Grischun* (DRG) zusammengefasst. Ein Beispiel ist ‘Schnecke’, wofür in den engadinischen Idiomen die Variante *lindorna* verwendet wird und in den übrigen Idiomen *glimaglia*.

Selbstverständlich gibt es auch kleinräumigere Variation innerhalb der verschiedenen Gebiete. Liver (2010: 46) sagt etwa: „In dialektologischer Hinsicht erweist sich das Bündnerromanische von der obersten Surselva im Nordwesten bis hin zum Münsertal im Südosten als ein differenziertes Kontinuum, in dem benachbarte, zum Teil aber auch getrennte Teilgebiete durch gemeinsame Züge verbunden sind“. D. h. also, dass man von verschiedenen Ortsdialekten ausgehen kann, die dann jeweils von einer regionalen Standardvarietät, den Idiomen, die als Schriftsprachen dienen, überdacht werden. Diese Ortsdialekte können je nach Gebiet erheblich von den kodifizierten Idiomen abweichen. Das bedeutet, dass jede:r Rätoroman:in seinen:ihren Ortsdialekt als Alltagssprache spricht, in der Schule (zur Schulsituation vgl. Kap. 2.1.3) aber den orthographischen Regeln des Idioms zu folgen hat. Kristol (1989: 816, vgl. hierzu auch Cathomas 1981: 112) spricht aus diesem Grund von einer diglossischen Situation, die durch das hinzugekommene Rumantsch Grischun eine weitere Dimension erhalten hat. Allerdings muss hierzu gesagt werden, dass die Implementierung von Rumantsch Grischun als Schriftsprache in der Gesellschaft nur wenig erfolgreich gewesen ist (für eine Übersicht der Implementierungsgeschichte vgl. z. B. Coray 2010, Cathomas 2012) und sie momentan als Sprache der Verwaltung, der (schriftlichen) Kommunikation des Staates mit den Bürger:innen und vereinzelt der Medien (in gewissen überregionalen Artikeln oder Beiträgen) (Etter 2010) nur am Rande eine Relevanz für die soziolinguistische Situation aufweist. Darüber hinaus muss auch betont werden, dass das Rätoromanische in erster Linie eine gesprochene Sprache ist (Solèr 2008: 139). Die Rolle der Standardvarietäten (d. h. Rumantsch Grischun und die Idiome), die primär als Schriftsprachen dienen, ist also auch dadurch begrenzt.

Zusammengefasst hat man es beim Rätoromanischen also mit einer teilstandardisierten Sprache zu tun, die nebst einem Einheitsstandard, der jedoch gesellschaftlich nur eine untergeordnete Rolle spielt, über verschiedene regionale Standardvarietäten verfügt, die massgeblich für die schriftliche Kommunikation (v. a. in der Schule, als Alphabetisierungssprache) sind. Primäre Bezugsgrößen für die Mehrheit der Spre-

cher:innen sind aber in erster Linie die Ortsdialekte, die in der mündlichen Kommunikation verwendet werden. Damit scheint eine wie Kristol (1989: 814) es benennt „außerordentlich kleinräumige Sprachloyalität der Bündnerromanen“ einherzugehen. Dies zeigt sich auch daran, dass laut Solèr (2008: 135, vgl. auch Cathomas 1981: 109) ein Zusammengehörigkeitsgefühl aller Rätorman:innen im Sinne eines romanischen „Volks“ oder „Ethnie“ nie dagewesen sei.

2.1.3 Zweisprachigkeit & Sprachkontakt

Die Zweisprachigkeit und der Sprachkontakt gehören zu den wichtigsten Aspekten der soziolinguistischen Situation des Rätoromanischen. Hier wird zunächst die Zweisprachigkeit aus gesellschaftlicher Perspektive thematisiert und in einem zweiten Schritt auf die individuelle Zweisprachigkeit eingegangen. Durch diese Beschreibung der Zweisprachigkeitssituation wird das Kontaktszenario deutlich, sodass Folgen des Sprachkontakts aus theoretischer Perspektive (d. h. was erwartet werden kann) und empirischer Perspektive (d. h. was bereits aus der Forschung bekannt ist) aufgezeigt werden können.

De jure ist der Kanton Graubünden ein typisches Beispiel für „territoriale Mehrsprachigkeit“ (zum Begriff vgl. Riehl 2014: 63). Das Sprachengesetz regelt seit 2007, welche Gemeinden offiziell als ein- oder zweisprachig (d. h. Rätoromanisch-Deutsch oder Rätoromanisch-Italienisch) gelten, was bedeutet, dass die Sprachgebiete eindeutig territorial eingeteilt sind (Solèr 2008: 137). Mit Blick auf das Rätoromanische sind aber auch jene Gebiete, die gesetzlich als einsprachig gelten, *de facto* zweisprachig Rätoromanisch und Deutsch. Dabei handelt es sich um „asymmetrischen Bilingualismus“ (Thomason 2001: 4, Solèr 2008: 136). D. h., dass im Kanton Graubünden nur die Rätorman:innen Deutsch als L2 erwerben, aber Deutschsprachige in der Regel kein Rätoromanisch lernen. Aus historischer Perspektive hat es solche zweisprachigen Gebiete seit der Zeit der Einwanderung der Alemann:innen in die Schweiz um 700 n. Chr. immer wieder gegeben. Es handelt sich um jene Gebiete, die über Jahrhunderte hinweg den Sprachwechsel hin zum Deutschen vollzogen haben (vgl. Kap. 2.1.1), sodass sich die Grenze zwischen den rätoromanischen und deutschen Gebieten nach und nach verschoben hat. Dabei gab es jedoch stets Gebiete (vgl. Abb. 2.3 zur traditionellen Verbreitung der Idiome), in denen die Bevölkerung nur Rätoromanisch sprach. Diese existierten bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts (Weinreich 2011 [1951]: 202). Ab dann waren alle Rätorman:innen mindestens zweisprachig. Das bedeutet also, dass die durchgehende rätoromanisch-deutsche Zweisprachigkeit ein eher junges Phänomen ist. Darüber hinaus ist von einem graduellen Übergang auszugehen. Im Kanton Graubünden wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine generelle Schulpflicht eingeführt (Hitz et al. 2018). Diese ebnete den Weg für Fremdsprachenunterricht, sodass die breite rätoromanische Bevölkerung bald die Möglichkeit bekam,

Standarddeutsch in der Schule zu erlernen, allerdings erst in der Oberstufe. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde der Fremdsprachunterricht (d. h. Standarddeutsch) in der Schule weiter forciert und Rätoroman:innen haben angefangen, Alemannisch zu erwerben und waren somit alsbald in der Lage, ihren Varietätengebrauch konform mit der Deutschschweizer Diglossiesituation (vgl. Kap. 2.1.1) zu gestalten (s. hierzu Tab. 2.1 weiter unten). Die Gründe für diese vor allem im letzten Jahrhundert wichtiger werdende Bedeutung des Deutschen (und insbesondere des Alemannischen) hängen mit dem gesellschaftlichen Wandel zusammen. Zunehmende Mobilität, der Ausbau des Tourismus und eine veränderte Beschäftigungsstruktur haben graduell zu einer „vollständige[n] Ausrichtung auf die Deutschschweiz“ geführt (Solèr 1997: 1880). Schematisch lässt sich die Sprachsituation des Kantons Graubünden mit Blick auf das Rätoromanische und Deutsche wie in Abbildung 2.4 beschreiben. Es gibt Personen, die Rätoromanisch als L1 erwerben und Standarddeutsch/Alemannisch als L2 (Gruppe b). Andere erwerben beide Sprachen seit Geburt an als L1 (Gruppe c). Wieder andere wachsen mit Alemannisch (oder Standarddeutsch) als L1 auf und lernen Rätoromanisch als L2 (Gruppe d). Schliesslich gibt es auch solche, die nicht zweisprachig sind, wobei wie oben erwähnt, Monolingualismus bei Rätoroman:innen (Gruppe a) nicht mehr existiert, sehr wohl jedoch bei Sprecher:innen mit Standarddeutsch/Alemannisch als L1 (Gruppe e).

Gruppe a $S1$	Gruppe b $S1 = L1 + S2 = L2$	Gruppe c $S1 + S2 = L1$	Gruppe d $S2 = L1 + S1 = L2$	Gruppe e $S2$
------------------	---------------------------------	----------------------------	---------------------------------	------------------

Abb. 2.4 Sprachgebrauch in einer gemischtsprachigen Gruppe, $S1$ =Rätoromanisch, $S2$ =Alemannisch/Standarddeutsch (Riehl 2014: 13, Modifizierung d. Verf.)

Anzumerken ist, dass die Gruppe d aufgrund des asymmetrischen Bilingualismus natürlicherweise kleiner im Vergleich zur Gruppe b ist. Zweitens ist von regional bedingten Unterschieden im Hinblick auf die Grössenverhältnisse dieser vier Gruppen auszugehen (Bundesamt für Statistik 2019, 2022a). Diese Grössenverhältnisse haben unmittelbare Auswirkungen darauf, in welchen Domänen vornehmlich Rätoromanisch oder Deutsch gesprochen wird bzw. wie die Zweisprachigkeit gelebt wird. So zeigt Cathomas Alig (2008: 264–265, vgl. auch Dinkelaker 2002), dass in Gemeinden mit einer starken Präsenz des Rätoromanischen³ das Rätoromanische in den Familien aber auch im öffentlichen Bereich die dominierende Kommunikationssprache ist, wodurch die intergenerationelle Weitergabe sichergestellt ist und sogar ein gewisser

³ Die Einteilung nach Gemeinden mit einer starken Präsenz des Rätoromanischen, solchen mit einer schwachen Präsenz und deutschen Gemeinden basiert auf den Angaben zur Haupt- und Umgangssprache(n) der letzten Volkszählung aus dem Jahr 2000.

Assimilationsdruck auf Zugezogene ausgeübt wird. Genau umgekehrt verhält es sich bei Gemeinden mit einer schwachen Präsenz des Rätoromanischen und in deutschen Gemeinden. Dort sprechen die meisten Personen Rätoromanisch oder auch nur Deutsch, um sich den mehrheitlich deutschsprachigen Interaktionspartner:innen anzupassen (Cathomas Alig 2008: 265–267). Das bedeutet natürlich nicht, dass Personen, die in den stark rätoromanisch geprägten Gemeinden leben, nur Rätoromanisch sprechen: Es ist bekannt, dass das Standarddeutsche/Alemannische vor allem im Erwerbsleben eine wichtige Rolle neben dem Rätoromanischen einnimmt (Grünert et al. 2008: 53). Darüber hinaus sei „[d]ie Sprachverwendung im Freundeskreis [...] stärker von individuellen sprachlichen Präferenzen gesteuert und doch etwas heterogener, da gerade Erwachsene auch deutsch- und anderssprachige FreundInnen“ hätten (Cathomas Alig 2008: 264). Laut Solèr (1983: 103) sind eine Reihe von Faktoren wie die Bekanntheit des:der Interaktionspartner:in, dessen:deren gesprochene Varietät oder etwa auch die Gewohnheit wichtig bei der Entscheidungsfindung, ob Deutsch/Alemannisch oder Rätoromanisch gesprochen wird. Bezeichnend hinsichtlich der oben skizzierten Zweisprachigkeitskonstellationen ist dann auch, dass in Lumbrein, einer Ortschaft, die Rätoromanisch geprägt ist, weniger Bedingungen zutreffen müssen, damit Rätoromanisch Interaktionssprache ist, als im Gebiet Heinzenberg Schams, das stark germanisiert ist (Solèr 1983: 103).

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, wie die Zweisprachigkeit überhaupt zu Stande kommt und dabei darauf fokussiert, wie Rätoroman:innen Standarddeutsch und Alemannisch erwerben. Dafür werden die zwei Erwerbssituationen unterschieden, die im Korpus der vorliegenden Arbeit (vgl. Kap. 4.2.2) vorkommen und von denen auch angenommen werden kann, dass sie in der Gesellschaft am häufigsten vertreten sind. In der ersten sind beide Elternteile L1-Sprecher:innen des Rätoromanischen und in der zweiten ist ein Elternteil L1-Sprecher:in des Rätoromanischen und der andere L1-Sprecher:in des Alemannischen oder einer anderen Varietät des Deutschen.

1. Erwerbssituation: Beide Elternteile sind L1-Sprecher:innen
des Rätoromanischen

Wie der Untersuchung von Cathomas Alig (2008: 144–147) zu entnehmen ist, verwenden rätoromanischsprachige Paare in der Eltern-Kind-Interaktion und als Familiensprache mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit nur Rätoromanisch, wobei anzumerken ist, dass diese Wahrscheinlichkeit etwas abnimmt, wenn die Familie in einer deutschsprachigen Ortschaft lebt. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass Kinder, deren Eltern L1-Sprecher:innen des Rätoromanischen sind, Deutsch i. d. R. ausserhalb der Familie erwerben (vgl. hierzu auch Coray 2009). In diesen Situationen findet also keine intergenerationelle Weitergabe einer deutschen Varietät statt. Standarddeutsch erwerben die Kinder gesteuert in der Schule. An rätoromanischen

Primarschulen⁴ (d. h. Klassen 1–6; Alter 7–12 Jahre) ist Rätoromanisch Unterrichtssprache. Standarddeutsch war früher ab der 4. Primarklasse und ab dem Schuljahr 2012/2013 ab der 3. Primarklasse Unterrichtsfach (Bayer und Moser 2018: 13). In der Volksoberstufe (d. h. Klassen 7–9; Alter 13–16 Jahre) ist das Standarddeutsche die hauptsächlich verwendete Unterrichtssprache (Cathomas Alig 2008: 115–116). In den Gymnasien (d. h. Klassen 7–12 oder 9–12; Alter 13–18 oder 15–18 Jahre) verhält es sich ähnlich, wobei mittlerweile auch zweisprachige Programme gewählt werden können, in denen dann sowohl Standarddeutsch als auch Rätoromanisch Unterrichtssprachen sind.

Im Hinblick auf das Alemannische präsentiert sich die Situation deutlich komplexer als für das Standarddeutsche. Rätoroman:innen erwerben Alemannisch ungesteuert, was bedeutet, dass der Kontakt zu Sprecher:innen des Alemannischen ausschlaggebend in ihrer Sprachentwicklung ist. Die in diesem Zusammenhang zu stellende Frage ist, wann und wie oft diese Kontaktsituationen in der Sprachbiographie eines Kindes oder Jugendlichen eingetreten sind. Eine wichtige Dimension, der sicherlich Rechnung getragen werden muss, ist die geographische. Wie oben dargelegt, ist die sprachliche Zusammensetzung der Gesellschaft (vgl. Abb. 2.4) je nach Gebiet verschieden. Als Folge davon ist die Wahrscheinlichkeit, im Alltag auf alemannischsprechende Personen zu treffen oder diese beispielsweise als Peers in der Schule zu haben, unterschiedlich gross. Eine zweite wichtige Dimension betrifft die Diachronie. Da die soziolinguistische Situation dynamisch ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Rahmenbedingungen für den Spracherwerb sich laufend verändern. Dies zeigt sich zum Beispiel in den von Coray (2009) erhobenen Sprachbiographien: Personen der mittleren und älteren Generation berichten davon, dass sie im Alter von sieben bis neun Jahren in den Sommermonaten ausserhalb des rätoromanischsprachigen Gebiets arbeiten gehen mussten, was ein für Personen der jüngeren Generationen fremdes Szenario ist. Insgesamt kann aber festgestellt werden, dass die Kontaktnahme mit dem Deutschen/Alemannischen zunehmend früher geschieht. Willi und Solèr (1990: 456–457) haben diese Entwicklung bis ins Jahr 1980 nachgezeichnet und zeigen eindrücklich, wie um 1900 Geborene nur Standarddeutsch erlernten, während um 1980 Geborene oftmals bereits Alemannisch in sehr jungen Jahren hörten (vgl. Tab. 2.1). Diese Entwicklung dürfte sich ab 1980 in ihrer Intensität verstärkt haben.

⁴ In deutschen Gemeinden oder solchen mit einer schwachen Präsenz des Rätoromanischen gibt es neben ausschliesslich deutschsprachigen Schulen auch zweisprachige Schulen, in denen Standarddeutsch und Rätoromanisch entweder immersiv vermittelt werden oder aber Rätoromanisch als Unterrichtsfach ab der 1. Primarklasse unterrichtet wird (für eine Übersicht der verschiedenen Schultypen siehe Cathomas Alig 2008: 114).